

Suizid in Japan

Vom feierlichen Harakiri zur kollektiven Arbeitswut

Josef Amrein

Die Japaner pfleg(t)en einen besonderen Umgang mit dem Suizid. Von tausenden von Feinden eingekesselt, krönte 1189 der Heerführer Yoshitsune seine Siege und sein noch junges Leben mit einem beispielhaften Tod: «Er setzte sein Schwert unterhalb der linken Brust an und stiess es so heftig hinein, dass er sich bis zum Rücken durchbohrte. Dann erweiterte er die Wunde an drei Seiten, riss sich die Eingeweide heraus und wischte anschliessend die Klinge mit dem Ärmel seines Kleides ab, bedeckte sich wieder und stützte sich auf seine Ellenbogenlehne.»

Er starb nicht sofort; die Unterleibsverletzungen verlängerten den Todeskampf um Stunden. Diese «Geste», sich zu töten, wird als *harakiri*, oder, in der vornehmen sino-japanischen Lesart, als *seppuku* bezeichnet. Vom 15. bis Anfang dieses Jahrhunderts, als er vom Kaiser verboten wurde, war dieser Selbstmord bei der japanischen Kriegerklasse, den *samurai*, weit verbreitet. Harakiri galt als feierlicher und ritualisierter Akt: Die einzunehmende Stellung, jeder einzelne Handgriff, die Zahl der Zeugen, die letzten Worte, alles war genau festgelegt und Bestandteil eines Zeremoniells. Harakiri war kein schneller Suizid, man nahm sich Zeit mit dem Sterben, alles geschah ohne grosse emotionale Regung. Der Ritus wurde über die Jahrhunderte hinweg perfektioniert.



Der französische Literaturwissenschaftler Maurice Pinguet berichtet in seinem Buch «Der Freitod in Japan. Ein Kulturvergleich», das sich als Enzyklopädie des Bauchaufschlitzens liest, von «Virtuosen, die als Zugabe noch einen senkrechten Schnitt vom Unter- zum Oberbauch (*jumonji*) boten». Die Eingeweide in Richtung des Feindes zu schleudern, kam einer Heldentat gleich. Oder: «Es gab eine Zeit im 17. Jahrhundert, in der es als Gipfel der Kunst galt, einen schmalen Lappen Haut stehenzulassen, der den Kopf am Körper zurückhalten und ihn daran hindern sollte, auf eine als nicht anmutig erachtete Art auf den Boden zu rollen.» Wer danach noch Kraft fand, tötete sich endgültig, indem er sich die Klinge ins Herz stiess oder die Halschlagader aufschnitt. Gelegentlich wurde der *seppuku* mit einem Beistand (*kaizoebara*) vollzogen: Hinter dem kniend den Akt Ausführenden stand ein Freund oder Gefährte, der mit erhobenem Schwert den Kopf des Sterbenden mit einem Hieb vom Rumpf trennte. Beim *tsumebara*, dem als Todesstrafe erzwungenen Bauchaufschlitzen, wurde dem Exekutanten ebenfalls ein Helfer (*kaishaku*) zur Seite gestellt, der die Agonie mittels Enthauptung abzukürzen hatte. Mit dem *tsumebara* verband der Staat idealerweise die Strafe mit den japanischen Tugenden im Sinne eines «ökonomischen Strafsystems» (Pinguet).

Freitod statt Mord

Europäer, welche gerne schnell und schmerzlos sterben, können einer derart harten und in die Länge gezogenen Suizidmethode nicht viel abgewinnen. Dem Japaner hingegen verhalf das masochistische Erleiden grösster körperlicher Qualen zur «moralischen Apotheose». Der Bauch (*hara*) galt moralisch-anatomisch als Sitz des Lebens und des Willens. Bauch und Gesicht verhalten sich zueinander wie Sein und Schein: Das Gesicht beziehungsweise der Mund können lügen, der Bauch ist der Sitz

der Wahrheit und der handelnden Kraft. Dem *harakiri* Verübenden fiel die Verantwortung beziehungsweise das letzte Recht (smittel) zu, kundzutun, was war. Der Dichter Saikaku erzählt von einem jungen, leichtsinnigen Angestellten, der vergass, sich die Quittung über eine grosse Summe geliehenen Geldes unterzeichnen zu lassen. Der unehrliche Händler stritt alles ab. Der Angestellte richtete sich um der Rechtfertigung willen selbst. Entlarvt und um seine Ehre gebracht, steht der Händler kurz vor dem Ruin und bringt sich ebenfalls selbst um. (Die beiden sterben nicht an *harakiri*: Für Bauern, Handwerker und Händler genügte der Strick oder der Fluss.) Ein solcher Freitod ist (auch) im Sinne einer Ersatzhandlung für einen Mord zu verstehen.

Konträre Kulturen

Der japanische Ehrbegriff, der eng mit dem Suizid assoziiert ist, stiess bei den abendländischen Beobachtern auf wenig Verständnis. Paul Valéry sprach von «befremdlicher Rache». In der Tat sind die Unterschiede zwischen den beiden Kulturen eklatant: Mit einer «metaphysischen Revolte», wie das Christentum den Suizid brandmarkte, wissen die Japaner, die sich an der Diesseitigkeit orientieren, nichts anzufangen. Die Werte Gerechtigkeit und Liebe konnten sich, da sie nicht auf Gott projiziert wurden, nur durch den Mut zu sterben offenbaren. Pinguet zur Geisteshaltung der Japaner: «Wenn die japanische Kultur eine Originalität besitzt, über die sich lohnt nachzudenken, so entspringt sie wohl der völligen Abwesenheit von Metaphysik und Idealismus. Der japanische Pluralismus antwortet auf unsere transzendenten Doktrinen mit einem instinktiven, genuinen Glauben an die Erscheinungswelt, der kein anderes Absolutes anerkennt. Seit dem Ursprung ihrer Geschichte sehen wir die Japaner nur am Hier und Jetzt interessiert.» So, wie sich unsere Kultur stets um

das höchste Wesen dreht(e), kreiste diejenige des (feudalen) Japan um den höchsten Akt im festen Glauben, er werde die Wahrheit begründen. Während die abendländische Individuation beziehungsweise der gesellschaftliche Zusammenhalt auf schuldhaftem Versagen (Sünde) gegenüber einem männlichen «Über-Ich» (Gott oder Gesetz) basiert, gilt die japanische Kultur als «schamorientiert». Nicht die väterliche Autorität, sondern eine bindende und umsorgende Mutter wird verinnerlicht. Die unerträgliche Scham, die durch den Freitod eines Widersachers, den man zu dieser Tat trieb, hervorgerufen wird, ist nicht von geringerer Bedeutung als das Gefühl der Sünde, das durch die vorsätzliche Selbstaufopferung Christi genährt wird. In unserer Kultur heisst der Sittenkodex «Du sollst nicht töten», während man sich in Japan gegenseitig davon abräät, Rache zu nehmen: «Treibe deinen Gegner nicht zum Äussersten, denn er könnte plötzlich bereit sein zu sterben. Nichts könnte ihn dann zurückhalten, und du würdest sehen, dass er keine deiner Beleidigungen vergessen hat.» So stellte denn auch die Christianisierungswelle im 16. Jahrhundert für den tief verwurzelten *seppuku* keine ernsthafte Bedrohung dar. Anhänger des Zen-Buddhismus, die ebenfalls um die japanische Kultur buhlten, boten den in ihrer Ehre «beschämten» Japanern als «Ersatzhandlung» den Gang ins Kloster an: Man konnte Abschied nehmen, ohne sich töten zu müssen.

Nun: Auch Europäer waren vor Ehrverletzungen nicht gefeit. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts lösten zahlreiche (vorwiegend) Intellektuelle und Offiziere ihre Konfliktsituationen im Duell.

Frauen praktizieren kein harakiri

Obwohl *harakiri* bei Frauen nicht beschrieben ist, zeichnet(e) sich Japan durch eine hohe weibliche Suizidrate aus. Auf 100 Männer, die sich töten, kommen gut 50 Frauen. Bei uns oder in den USA sind es «nur» 25.



Harakiri – aus Hildreths «Japan as it was and is» (1906)

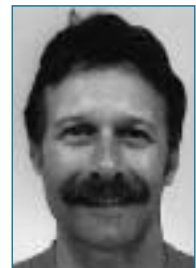
Das in Japan stark verbreitete Ideal der Selbstverleugnung und Selbstzurücknahme verleiht den Frauen offenbar eine grössere Affinität zum Freitod. Die Ehe wird auch heute noch vielfach von den Eltern vermittelt. Verliebt sich eine Frau tatsächlich in ihren Mann, muss sie die Eifersucht einer Gesellschaft opfern, die der männlichen Sinneslust immer nachsichtig gegenüberstand und die Abenteuer des Mannes befürwortete. Den Frauen hingegen wurde nichts Derartiges erlaubt. Japanische Frauen, die sich umbringen, sind keine Madame Bovarys, die hastig Arsen schlucken, um ihren Gläubigern zu entgehen. Sie töten sich aus Beschämung. Der Tod erscheint als die bessere Lösung, sofern auch nur die geringste Hoffnung besteht, dass sie sich durch ihr Verschwinden am Ehemann rächen konnten.

Eine der wohl schmerzlichsten Formen ist der Suizid einer ganzen oder Teilfamilie (*oyako shinju*). Die Mutter vergiftet oder ertränkt sich zusammen mit ihrem Baby. Noch in der Katastrophe verweist sie auf die im Vergleich zur europäischen Kultur unvergleichlich engere Mutter-Kind-Symbiose, die verbindet – in guten wie auch in schlechten Zeiten.

Pillen statt Schwerter

Und heute? *Tsumebara* wurde 1875 offiziell aus dem Strafgesetzbuch gestrichen. Ein letzter Freitod-Exzess fand Ende des Zweiten Weltkrieges statt: 5000 «*jinpu* oder *kamikaze*»-Flieger, junge Männer um die 20 Jahre alt, gaben ihr Leben in einem sinnlosen Opfergang hin. Erst nach Hiroshima und Nagasaki setzte der Kaiser dem «Morden» und den Suiziden ein Ende. *Harakiri* wurde extrem selten.

Als letzter grösserer Wiedererweckungsersuch der alten Tradition gilt der Freitod des Schriftstellers und Nietzsche-Anhängers Yukio Mishima am 25. November 1970. Aus Protest gegen die Dekadenz verübte er in Anwesenheit des damaligen Militärgenerals Mashita, den er gefesselt hatte, nach uralter Sitte *harakiri*. Sein Ritual blieb im modernen Japan unverstanden: «Ich glaube», sagte der ratlose japanische Premierminister Sato, «dass er in einem Anfall von Wahnsinn handelte.» Die Erklärung ist ebenso westlich wie die Suizidstatistiken des heutigen Japan, wo der *harakiri*-Tod kaum mehr ausgewiesen wird. Die meisten Japaner bringen sich heutzutage mit Medikamenten um. Die japanischen Suizidstatistiken unterscheiden sich nicht wesentlich von den europäischen. Wo sind sie geblieben, die alten (Selbst-)Opfertraditionen, die Japan über Jahrhunderte auszeichneten? Die Fachleute geben eine klare Antwort: in kollektive Arbeitswut umgebogen. ■



Dr. med. Josef Amrein
Medizinpublizist
Seidenweg 63
3000 Bern 9

Literatur:

Pinguet M: *Der Freitod in Japan. Ein Kulturvergleich.* Verlag Mathias Gatza.